

Uebersicht: Aus dem Zentigebirge. (Schluß). — Grund über Vau's Struense und über die Antiquie in der Tragsbir. — Krains slovenische Literatur im Jahre 1854. — Mittheilen.

Aus dem Zentigebirge.

Von F. v. Zschudi.

(Schluß.)

Vor allen Dingen, aber eilt der Zentigast ganz auf dem Gipfel, den er mittels einer kleinen Leiter ohne Gefährde erklimmt. Auf dem inneren Gipfel des Landfahrschabes liegt klar zu seinen Füßen; denn obgleich die Zentigspitze nur 7708' d. M. liegt, begünstigt doch ihre isolirte und vorgehobene Lage den Ausblick in die entlegenen Thäler. Im Osten liegt die ganze Zentigette von Voralberg und Tiro von der Nothen Wand bis zum Abfalle und Ortelso vor uns, im Süden die gewaltige Ringmauer der Mittelalpen, aus denen der Bis Vinard im Unterengadin, Bernina, Jufiler, Seztmer, Graue Hörner, Viz Beverin, Moschelhorn, Jungstod, Tebbi, Scherhorn, Glarisch, Ruckardhorn, im Westen Tiflis, Jangfran, Uri-Nethold, Zandhorn, Pilatus und Nigi emporragen. Der Blick reicht hier sogar bis zum Weissenheim im Solothurnschen Jura. Der breite Bodenseespiegel glänzt auf der mittlernächtigen Seite und hinter ihm der Schwarzwald und die schwäbische Alp. Auch die Seen von Zug und Sempach blinken gegen Abend aus dem Grün der Höhenzüge hervor, der Jülichersee mit der Uhuau und der Greifensee. In der Nähe zeigen sich besonders mächtig der Speer und die Kurfürsten und die zahlreichen Partien des Zentigebirges selbst, der wilde Annarain, die tabelle und schmale Pyramide des nahen Oxygipfles, des fernabirischen Zentigipfels, das nackte Döhrli, der Wildhauser Schafberg und andere.

Mit trübenem Blicke umfängt das Auge all diese Schönheit und Größe eines zauberhaften Landfahrschabes. Die ganze Schweiz ruht vor uns bis fern an die schimmernde Kette der Verner Oberalpen. Unwillkürlich klingt in der Brust des Schweizer das folgende Lied an:

Heimat, Heimat über Alles,
Heimat über Alles in der Welt!
Wo im Thale des alten Balles
Alte Türen das Banner hält.
Von der Rhone bis zum Rheine,
Von Zürich zum Frankenthal —
Schweizerheimat, du die meine,
Hail dir, Heil in Gottes Hand!

Die Zentigspitze (von Zentis, Stachel?) fällt nach Süden hinab, ab nach Norden wenigstens mit sehr starker Neigung, und ist von schönem, süßem Aussehen. Auch hier oben ist doch nicht alle Vegetation erloschen. Einzelne Stellen sind auffallend reichlich mit schwarzem Humus und Sandsteinen bedeckt, und hier haben sich verschiedene Gattungen: das tiefschwarze Alpenvergißmeinnicht, die feinschälige *Arctia helvetica*, die pyrenäische Pradana und die schöne rindblättrige *Iberis* angesiedelt. Der ganze Alpenboden ist übrigens reich an botanischen Erscheinungen und zählt 8 Gentianen, ebensoviele Steinbreche, zwei Soldanellen, sechs Gabelstiele, fünf Orchideen, im Ganzen über 150 Species von Alpenpflanzenarten.

Der Nadelweg geht durch die südliche Kammer, d. h. durch die steilgelagerte Wanne, welche zwischen dem Nothwald und dem mittlern Zentigarm liegt, rasch von Süden. Auf den Schneefeldern, die von dem Nothgrat, der Zentis und Altmann verbindet, wie ein helles Rindchenbach herunterhängen, gleitet man, straff auf den Alpstock gestützt, mit Uebelschnecke eine stundenlange Strecke hinunter, verläßt dieselben dann, indem man über verwitterte und zertrümmerte Gesteine und hart gestülpte Felsenklüften zur Wagende hinübersteigt, um durch dieses Niefenloch noch einen Blick in die Welt jenseits unseres Berges zu fassen. Von hier hält man sich brauen längs des Nothwaldes. Das Gebirge wird wieder etwas freundlicher. Rasenplätze bilden grüne Tassen im Schuttelde. Schnerammetten, Narnetten und Alpenrosen flecken die Felsen, und ganze Massen von Rankarten sprechen zwischen dem Geröll. So gelangen wir in kurzer Zeit hinunter auf das fremde Plateau der mit zahlreichen Hütten und Ställen versehenen Regalsalp. Man fühlt sich hier heimisch hier wieder im Grünen, bei Menschen und ordentlichen Hütten.

Von der Thalfälle der Regalsalp führt ein jäher und steiler Felsenpfad an der Thalfälle vorbei, gleich in die Tiefe der See-Alp, ein gemüthlicher aber hoch an den Felsen der Marweis hin, wo man die Alp und den dunklen Seespiegel tief unter den Füßen hat, nach der Hüttenalpe, in der man zuerst wieder in die Nachbarschaft der Waldregion tritt und hinunter ins Schwendthal.

Aus und in diesem Gebirge, besonders an seiner nördlichen Öffnung,

wohnt auf wenigen Quadrathunden culturfähigen Bodens das mürrische Volk der Appenzell-Innerer, einen Halbkanon mit wenig über 11,000 Seelen bildend, eine der ärmsten und kleinsten Haushaltungen des Schweizerischen Familienverbandes, aber von sehr ausgesprochenen Charakter-Eigenheiten reich.

Die Innerer wohnt auf freier Männer nach allem historischen Stolz, durchschliffen ohne namhaftes Vermögen, die aber deswegen doch nicht bürgerlich im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind. Sie verbinden, ähnlich den meisten Gebirgsvölkern, mit ihrer Hauptbeschäftigung, der Viehzucht und Alpwirtschaft, eine eigenhümliche Zucht, die Heimlichkeit, die von den Frauen und Kindern regelmäßig das ganze Jahr durch, aber auch von den Männern, besonders zur Winterzeit, betrieben wird. Früher pflegten die Appenzeller mehr zu weben, und schon eine Urkunde aus der Mitte des 18. Jahrhunderts spricht von Webepersonen, die auf den Höhen wohnen und weisse und leinere Tücher weben, zu eigener und Anderer Kleidung. Seit dem XVI. Jahrhundert aber ist Innerer mehr zu recht die Heimat der kunstvollen Stickerei geworden. Aus seinen armen Holzhütten gehen die feinsten und reichsten Produkte, welche fern draußen die Frau des Millionärs und der kaiserlichen Schmied, gingen die prächtigsten Kunstwerke hervor, welche im Kruppallpalee des Hofparks den Ruhm der Töchter Appenzeller verklären.

Pilger man durch das Sandhorn, so sieht man überall den lieben Stickrahmen am Fenster, und darüber hin reicht sich die schmale Gestalt, deren feine Hand ihn mit zarten Blumenwinden und phantastischer Aestenfülle schmückt; man sieht ihn fast in jedem Haus und in jeder Hütte, selbst in den obersten, erloschen Berggässchen und im Sommer nicht selten sogar in der Almhütte. Doch ist der Verdienst der fleißigen Arbeiterinnen äußerst gering und reht zum Verkaufspreise der Waare auf fremdem Platz, zum angewendeten Gehalt und Fleiß, zum Ueberreste und der Schwandung des Augenlichtes in bitterem Misserhältnisse. Aber — er bringt immerhin bar Geld ins Haus, im Ganzen eine ansehnliche Summe des Jahres, wofürhin sich über 100,000 Franken, was in einem Lande, wo flingendes Geld nicht häufig ist, einen großen Werth darstellt. Stickerei und Viehzucht sind Innerer's Haupt-Erwerbszweige und sind seine Virtuosität. Sie gewahren den Reuten hinlängliche Hilfsmittel, um so einfach und genugsam leben zu können, als sie es gewohnt sind, und ohne allzu große Rücksicht auf das Wohlsein in altgebrachter Weise fortzuführen.

Die Strömungen der Zeit rühren fastlich an des Hochland's Grenzen. Das Gerathen der Neu-Zeit in „Grund und Grab“ berührt sie leichtest als alle Kräfte des geistigen und politischen Lebens; Kurios ist wenig da. Die Fleinen braunen, aber alle Hügel gefärbt, schwebend, mit ihren nach Mittag gefehrten hellen Fensterreihen und niedrigen Stuben, deren beträchtlicher Theil oft der wohlgegründete, nur in wenigen Sommerwochen erhaltene Ofen einnimmt, sind noch eingerichtet wie vor Jahrhunderten. Käse, Milk, Ziegenmilch, Butter, Kasser und Kartoffeln sind die Hauptnahrung geblieben wie ehedem. Auf die Volksthat dagegen, die mehr dunt als geschmackvoll ist, und beim weiblichen Theile in einem kurzen, reichgeschalteten rothen oder braunen Rocke, farbiger Schürze, buntem Nieder, silbernen Ketten und kleinem Rappchen mit rothen Bändern besteht, hat die französische Mode, die selbst noch allmächtig ist als die französischen Ideen, einzigemäßig eingewirkt. Nur die Frauen und Töchter halten die Landestracht noch eifrig aufrecht. Die Spiele und Feste des Volkes, seine Fieber, Sprache und Sitten haben sich im Laufe der Jahrhunderte kaum merklich geändert. Jeder gibt sich aber auch von dem Schul- und Armenwesen, und zum Theil vom ganzen Gange des Staatslebens, in das man freiwillig die neue Entwicklung des Schweizerbundes manche Kräfte gelegt hat, die notwendig nach und nach zur Umgestaltung der patriarchalischen Zustände führen müssen.

Die Töchter des Landes genießen im Allgemeinen den Ruf besonderer Schönheit, und gar oft streigen die Söhne der Götter zu ihnen, und sehen, daß sie schön sind und haben ihr Wohlgefallen an ihnen. Doch findet man tadellose und reine Schönheit nur äußerst selten, durchschnittlich aber ein sehr fein geschmücktes Profil, braune oder blonde Haare, helle, lebhaftige Augen, von starken Brauen beschattet und überhöht, schöne Zähne, einen überaus feinen Tint und eine feine, weiche Haut.

Die meisten Frauen sind kaum von mittlerer Größe, die kurze Taille der Landestracht sieht zu der sonst von der Statur leicht vorgezogenen Gestalt nicht gerade vorthellhaft. Sehr große Weiber, wie sie z. B. hinten im Scrafsthal regelmäßig sind, oder sehr kleine gibt es hier nicht. Auch die Scrafsthal mehr von untergeiger Gestalt, fleischlos, aber starkmüchtig, Männer sind mehr von blonder oder hellbraunen Haaren.

In der ganzen Schweiz sind die Innererhöder ihres fröhlichen Humors, ihres Zehelns und Gefanges und ihres zum Schwitzwort gewordenen Mutterworts wegen wohl bekannt und gern geliebt. Ihr Vollscharakter ist ganz eigenthümlich entwickelt und noch so sehr Gemeingut geblieben, wie selten anderwärts. Obwohl nur Wenige im Besitze einer ordentlichen Bildung sind, zeigen die Innererhöder doch durchschnittlich einen hellen Verstand, oft überraschende Fassungskraft und Empfindlichkeit. Ausdrucksfaden von großen Talenten sind nicht selten, zeigen aber kein Bedürfnis, sich mit der großen Welt in Verbindung zu setzen. Wie die meisten Bergvölker und wie alle Ziegen, Gämien und Kinder, sind die Innererhöder sehr wenig geistig und hören nichts lieber als erzählen. Dabei sind sie aufmerksam, gemüthsam, aber auch wieder sehr genussfahig und trotz der gewöhnlichen Sparsamkeit in gewissen liebreichen Zeiten sehr verschwenderisch. Sie sind sehr friedfertig und zuträulich; aber einmal misstrauisch gemacht, bleiben sie es nachhaltig; sie sind gewohnt, nicht aufzuhören Arbeit zu thun, dabei aber recht brauem und behaglich; nicht gemeinnützig, aber in der Nähe herum wohlthätig und gützig; im Haus und Kleid (mit Ausnahme der Zinnen) reinlich, nehmen sie es im Stall und am eigenen Körper weniger genau. Nach fremden Schilberungen lästern, halten sie nur um so zäher an den eigenen alten Gewohnheiten. In kirchlich-religiösen Dingen höchst tolerant, nahen sie doch die Überwanz der katholischen Kirche nach allen Seiten und sind zum vollstehmlichen Aberglauben jeder Art geneigt. Nespertvoll gegen die „hohe Obrigkeit“, beweisen sie doch sticht ein volles Bewusstsein der eigenen Unabhängigkeit, zumal an Landsgemeinden- und Marktagen. Dabei sind sie doch nichts weniger als „liberal“; Völkstier; zufrühen am eigenen Herde, beschränken sie sich auf das eigene Glück und Leid, — von der übrigen Schweiz, ja von der ganzen Welt nichts verlangend, als daß man sie in Ruhe lasse, ihre Sünderlein kausse und ihre „Gefühlschotte“ (Ziegenmoll) trinke.

Ein Völkchen, das in Beschäftigung und Besitz so gleichartig ist, in dem es in Vermögen und Bildung keine allzugroßen Unterschiede und Abweichungen gibt, konnte sich in dieser Allgemeinheit des Charakters lange behaupten. Selbst die wenigen Reichen und Gebildeten wirkten um so weniger ein, als diese weder ihren Besitz anders als in der brauenen Weise benutzen, noch mit ihrer größeren Bildung etwas auf Besserung der staatlichen und geselligen Zustände besonders einwirken. Sie besitzen größtentheils das Privilegium des Nichtarbeitensmüssens in des Wortes unvermeidlichen Consequenz, die durch schmerzliche Arbeit würdig wurde. Entsetzt aber werden am industriellen Unternehmungen, noch an gemeinnützige Schöpfungen; sind zufrieden mit dem väterlichen Hause, dem Rathsherrnstuhl und dem Ehrenplatz am Bürtstische, bleiben im Lande und etwas sich reich. Von den Schulen ist weder etwas zu hoffen noch etwas zu fürchten, und die Gerechtigkeit theilt das allgemeine aumnüthige Schicksal.

Wenn Albrecht von Galle kurz und treffend bemerkt, „der Charakter der Schweizer scheint die Lebhaftigkeit des Südländers mit dem Froste des Nördländers zu vereinigen“, so gilt dies in besonders ausdrucksvollem Sinn von den Bewohnern Innererhöder; nur daß ihre oft findlich naive Lebhaftigkeit von einer Ruhe gemäßig wird, die vorwiegend das Gepräge der Vernünftlichkeit trägt, und mit Paracelsus daß jedes dieser Bergvölker sagen: „Ich bin von Natur nicht fein subtil geworden; es ist auch nicht meine Landebart. Wir werden nicht mit Feigen aufgezogen, noch mit Meth und Weizenbrot, sondern mit Käse, Milch und Haberrot.“

Und nun noch ein kurzes Wort über die merkwürdige Verschiedenheit der unmittelbar am Fuße des Gebirges und der auf den wenig entfernten Vorbergen wohnenden Appenzeller, der Innererhöder und Äussererhöder. Wir finden in Europa gewiss selten auf so kleinem Raume so ausgeproffene Contraste, wie zwischen diesen sammt- und blutserwandten Kindern einer völkischen Haushaltung. Innererhöder, nicht an und in den Alpen hineinverdrängt, besitzt kaum ein paar ordentliche Dörfer; Äussererhöder dehnt sich mit vielfach häßlicher Bevölkerung über alle grünen, von tiefengethürmten Thälern und Schluchten durchzogenen Vorhöf aus, ohne irgend nennenswerthe Plateaux zu besitzen, und zählt eine ganze Reihe der stattlichen Dörfer, die wie in der Schweiz finden, und einen Hauptort (Gersau) mit über 5000 Einwohnern. Innererhöder ist arm, alter Sitten getreu, gut katholisch, betreibt als Industrie nur Handweberei; Äussererhöder ist sehr wohlhabend, gut reformirt, geht im Gatten und Schlimmen mit der Zeit vernünftig, hat beträchtlichen Handel, ausgedehnte blühende Industrie in Baumwollweberei, Brodtrieb, Sägmerei, Appreturerei, Bleicherei, Färberei u. s. w., neben ansehnlicher Viehzucht. Die Einwohner sind höchst betriebfam, überaus reinlich in Gebuden und Kleidung, haben die Volkstracht längst abgelegt, halten viel auf gute Schulen und besitzen ein ausge-

bildetes und mit Liebe gepflegtes volkstümliches und ökonomisches Gemeinwesen. In ihrem Charakter sind die gewissermaßen die Nordamerikaner der Schweiz, nützlich, auf Gewinn und Verdienst erpicht, ohne Sinn für Kunst (mit Ausnahme des Gefanges) und Literatur, durch und durch praktisch, unternehmend, dabei aber ziemlich engherzig und von nicht allzuweitem Gesichtskreise, polnisch in eigensinnigen Dingen sehr liberal, in Sachen des Cantons dem ärgsten Josophismus verfallen, gern mit der Väter Großthaten prunkend, vielsprechend und phantasiehell, dem Schein und Glanz zugewandt, dabei gemeinnützig, haushälterisch bis zum Komischen, strenge Ordnung haltend, für religiöse und politische Interessen leicht entzündlich und reizbar, sonst vernünftig, vorsichtig, berechnend. Neben einer bestimmten Rücksicht geht doch allerlei Seelenwesen nebenher, neben einer gewissen Auffassung mancherlei Aberglauben, Schwärzgebirge u. dgl. Die Frauen sind durchschnittlich von geringer Aumnüth.

Äussererhöder und Innererhöder haben bei solchen ausgesprochen entgegengegesetzten Anlagen und Zuständen auch keine große Verliche für einander und beweisen ihre gegenwärtigen Gefühle auf Marken u. dgl. oft auf schlagende Weise. Ein sprechender Charakterzug beider Völksschläge aber ist die offene, naive, wichtige Art sich auszudrücken, und die entschiedene Verliche für den Gatten. Während sich indeß die Innererhöder mit Zobel und Völkstlieb begnügen, pflegen die Äussererhöder mit allgemeinem Eifer und großem Glücke den Kunstgenuß und haben es darin so weit gebracht, wie kaum ein anderes Völkchen.

Woher alle diese frappanten Contraste? Sie sind ohne Zweifel neuem Umrings, wenigstens in dieser Graubildung, obwohl ein lebhafter, energischerer Natursinn den Äussererhöder von jeher auszeichnet hat. Er nahm im sechzehnten Jahrhundert warmen Antheil an den religiösen Bewegungen und wurde reformirt; die Nähe der gewerbethätigen Handelsstadt St. Gallen hat ihn zu allen Zeiten angeregt und wohlgehalten, während der Innererhöder sich auf sich selbst zurückzog, und mit seiner Aumnüth zufrieden, dem kleinen gemüthlichen Schicksal huldigte. Wir haben aus dem Innererhöder Gebirge manche Sage erwähnt; aus dem äußern Rhoden kennen wir keine einzige.

Wir können, ohne Prophet zu sein, voraussetzen, daß das Appenzeller Völkchen im Schicksal des Gebirges seine Charaktereigenschaften auf die Dauer nicht zu behaupten vermögen wird. Die Alles nivellierende Temung unserer Zeit macht sich geltend, soweit sie durch die gehobenen Verkehrsmittel das Völkchen in ihre gleichartige Strömung hineinzieht, und nachdem der neue Schwerebund, die feste Verknüpfung von Eigengenen aus diesem widerwärtigen Schicksal der Natur hat, wird es allmählich, aber notwendig aus seiner Stellung, auf die sich seine Eigenthümlichkeit stützt, herausgehoben werden.

Etwas über Laube's Struensee und über die Intrigue in der Tragödie.

J. L. S. In der Vorrede zum „Struensee“ erzählt Laube, man habe ihm den Vorwurf gemacht, „Struensee“ sei eine Intriguen-Tragödie und eine solche sei nicht deutscher Art.

Laube beantwortet jenen Vorwurf mit folgender Entschuldigung: „Der Stoff selbst hat sich geschichtlich als Intrigue entwickelt, und warum sollte die Intrigue von der Tragödie ausgeschlossen sein, wenn sie große Zwecke zu ihrem Inhalte hat?“

Allerdings, muß man hierauf erwidern, kann es eine Intrigue geben, die einen großen Zweck zum Inhalt hat. Allein entweder wurde dieser große Zweck in der Wirklichkeit trotz der Intrigue erreicht, dann geschah es ohne nicht durch die Intrigue, sondern durch andere, größere, tiefere Motive, die misszielen, dann ist die Intrigue auch unweissentlich; oder der große Zweck wird nicht erreicht, wozu dient in solchem Falle die Intrigue, als zu beweisen, daß zur Erreichung wahrhaft großer Zwecke auch große persönliche Eigenschaften, schöpferische Leidenschaften erforderlich sind, das pikante Formspiel der Intrigue aber durchaus nicht genügend ist? Hierüber macht der große Zweck allein, den eine Begebenheit zum Inhalt hat, sie noch nicht zum erwünschten Gegenstand künstlerischer Darstellung, wie viel große Zwecke haben sich schon durch Mittel vollzogen, denen man in ihrer Art Größe nicht abschreiben, allein künstlerische Darstellbarkeit beizubehalten noch nicht beizulegen kann.

Sie zu trüben oder zu spätes Eintreten. Verwicklungen von Masken und dergleichen sind Mittel, um die Conflict im Lustspiel herbeizuführen; in der Tragödie ist der Unfall keine gebietende Macht. Im „Struensee“ hängt die Vorbereitung der Katastrophe, wie viele selbst, vielfach an jenseitigen Verlegungen und Uebelthätigkeiten. Das eine Mal einen Augenblick rascher, das andere Mal einen Augenblick später eingetreten, die Verwickelung der Masken misslingen, und die ganze Handlung liegt über dem

Hausen. Am fernsten Spannungen und Ueberraschungen, welche aber eigentlich im Situations- und im Intriguen-Epizykel zu Hause sind, fehlt es in der Tragödie „Struensee“ nicht.

Nicht weil die Intriguen-Tragödie nicht deutsch ist, ist sie verwerflich, sondern weil sie verwerflich ist, wurde sie niemals deutsch, — weil zwischen der Form der Intrigue und der inneren Gesetzmäßigkeit, welche die Tragödie verlangt, ein nicht zu lösendes Mißverhältnis liegt, und weil es die Grundriss des germanischen Geistes von den geschichtlichen Mächten nicht zuließe, daß er ein so frivoles Mißverhältnis in das Heiligthum der Kunst aufnahm.

Im Epizykel sieht man es recht gerne mit an, wenn die wichtigsten Begehnisse aus den geringfügigsten Ursachen hervorgehen; es ist dies das echte Komische, darin das Größte mit dem Kleinsten die Rolle wechselt, und der plebejische Ursprung falscher Grabschriften nachgewiesen wird. Für das historische Intriguen-Epizykel, in welchem sich Weltereignisse an frivole Liebesbündel knüpfen, ist Scribes „Das Wasser“ mit seinem zweiten Titel „Irrsachen und Wirkungen“ namengebend.

Hauptregel darf die Intrigue nur im Epizykel sein, nur hier waltet das freundschaftlich-nachsichtige Element, das sich durch den friedlichen Ausgang für die unläuteren Mittel, die dahin führen, versteht gibt. Und etwas Unlauteres, das verächtlich sich in der Art des Streites, gilt es doch in der Intrigue zu beschönigen.

Wenn in den klassischen Dramen die Intrigue bloßwheils Verwendung findet, so verläßt meist schon die Stellung, welche ihr der Poet im Gesamtorganismus angewiesen hat, daß er sie selbst für ein secundäres Mittel hält, welches wohl mitwirkt, nicht aber den Mittelpunkt und mit ihm den Schluß tragen darf. Alles, was die Intrigue schafft, hängt durch eine neue Intrigue, die sich aus der ersten erhebt, die zweite durch eine dritte u. s. f., bis die ewig waltende Macht der Geschichte, die sich im Drama als tragische Gerechtigkeit darstellt, allen Intriguen ein Ende macht und an die Stelle ihrer ephemeren Ereignisse ein Werk von innerer Nothwendigkeit setzt. Im Schatepeare läßt sich dieser Satz nicht nur an den halb historischen Stücken, sondern auch am römischen wie am englischen Guelus nachweisen. Jede einzelne Tragödie hat, so zu sagen, ihren Fortinbras; jede einzelne Tragödie schließt damit, daß ein gesunder Träger des ewigen Menschentums den Vertreter der Intrigue zu Boden wirft, und die Fahne der neuen Zeit schwingt. Mit der Voraussetzung, daß diese neue Zeit die Zeit des Fortinbras und der Wahrheit sein werde, muß der Zuschauer nicht rechtlich, wenn die Poet öfnet ihm nur eine freundliche Perspektive auf Dinge, die wie alles Aere besser ansehn als das Gegenwärtige, ehe das er behaupten wollte, es könne nicht auch in der freundschaftlichen Welt dieselbe tragische Proceß sich wieder entwickeln. Und in der That liegt sich, wie am römischen und englischen Guelus zu bemerken, gleich in der nächsten Zeit, die einer nächsten Tragödie zum Gegenstand dient, jeder Proceß von Neuem an, und verläuft in denselben allgemeinen Formen, wie vorher.

Alteil nennt unter Anderm Othello eine Intriguen-Tragödie. Wollte sie Schatepeare dazu machen, so hätte er gewiß nicht gleich zu Anfang in dem Monologe des Jago das Ganze vor den Augen des Publikums so zu sagen im Programm erklärt und bloßgelegt. Ihm ist nicht um eine Mitwirkung des Zuschauers, was meist mit der Anwendung der Intrigue verbunden wird, sondern um einen pödeologischen Proceß zu thun, dessen Darstellung den Dichter eben interessirte.

Die Intrigue, als die Kunst, Jemanden zu eigenem Vortheil durch den Schein zu überlisten, ist ein viel zu feindschaftliches Mittel, um zur Art der Tragödie gemacht zu werden. In der Tragödie gilt der Mensch nur, was er will und thut. Im Intriguenepizykel ist der Mensch nie, was er sein könnte. Er handelt ohne oder wider seinen Willen, das ist in der Comödie vertretlich, in der Tragödie aber gräßlich, weil nur im harmonischen Verhältnis von Schuld und Strafe das Verständliche liegt, von einem solchen Verhältnis aber bei der Unzurechnungsfähigkeit, auf die dennoch die Strafe fällt, nicht die Rede sein kann. Welche Perspektive! Guldberg ist kein Fortinbras.

Eine andere Frage in der Verde zu Struensee: „Warum sollte es nicht deutsche Art sein, eine geschichtliche Katastrophe ihrem Hergang gemäß zu behandeln?“ Klingt sehr fenderbar. Die Geschichte mag und soll das thun, die Poete kann von Allem, was wirklich geschieht, gewöhnlich gar nichts brauchen; sie hat bei Jedem erst das Unverständliche vom Verständlichen auszuheben, sie muß Motive an die Stelle des Zufalls setzen u. s. w. Und wenn sie nun diese Umwandlung an irgend einem der Geschichte entlehnten Stoffe vollziehen hat, zeigt sich oft, daß er gar nicht mehr derselbe ist, und daß es für den Poeten viel vortheilhafter gewesen wäre, wenn er, statt diesen Stoff aus der Geschichte zu nehmen, zu dem, was ihn an demselben anregend berührte, das Material gleich selbst gefunden hätte. Die Ge-

schichte des Trauerspiels „Struensee“ mag sich so verhalten, aber hat sie darum schon poetische Berechtigung, weil sie sich in der That so zugetragen hat?

Da die Intrigue sich auf äußere Form-Verhältnisse, Stellungen, Verrechnungen reducirt, so gewinnt in ihr auch das Kämliche und Zeitliche eine Wichtigkeit, die, auf die tragische Dichtung angewendet, geradezu ein Gegenheil, ein Komische umschlägt. Im Folgenden nur ein paar Beispiele für viele:

Am Schluß der lebenden Scene des 1. Actes (Struensee), tritt im selben Augenblick, als Struensee der Gräfin Gallen eben seine Liebe gesteht, bei den Worten:

„Wenn die Frau, welche ich liebe, sie ist —“

die Königin so hastig ein, daß beide erstarrt zu gleicher Zeit in den Ruf „die Königin!“ ausbrechen. Wenn nun dieses rein zufällige Zusammentreffen dahin gewendet würde, daß der König, der von der andern Seite kommt, um die Zufälligkeit dieses Zusammentreffens nicht wissend, den Ausruf „die Königin!“ für den einfachen Schluß jener vertraulichen Mitteilung, die er beabsichtigt hat, hielte, und auf diese äußerliche Weise hinter ein ihm so wichtiges Geheimniß käme, dann ließe sich über den sensuellen Mechanismus rechten; allein Guldberg erklärt im nächsten Act: „Wie vom Blig getroffen hat der König hinaus, und sah, daß die Königin eben eingetreten war, und daß der Zufall „die Königin“ bloß ein Ausruf bei ihrem Erscheinen war.“ Wenn also diese mit einem solchen Aufwand von unwahrscheinlichen Zufällen vererbte Beziehung? Ist sie denn mehr als ein leerer Formwitz, eine inhaltslose Spielerei für das Publikum?

Ein anderes Beispiel, welches untragische Wichtigkeit das Aeußerliche erhält, ist die Geschichte mit der Masken-Verwechselung. Die unterbrochene und durch den Zufall wenig ergänzte Liebes-Erklärung und die Masken-Verwechselung wären zwei köstliche Cinnations-Motive für die Comödie, sie flud in diesem Kreise auch oft genug schon verwendet worden. Allein im tragischen Gewebe ist als Einschlag zu demgen, ist ohneweiters ein Fehlschlag. Wenn Schatepeare sich manchmal etwas Aehnliches erlaubt, so ist der Zufall, der da passiert, nur ein scheinbarer, und es liegt demselben gerade eine um so tiefer, ernster Beziehung auf den Charakter des Handelnden oder auf frühere Begehnisse des Stückes zu Grunde.

Eine ganz eigenthümliche laßspielmäßige Spielerei steht in nachfolgender Stelle.

König (zu Guldberg, Guldberg, Guldberg): Gardez la reine!

Guldberg: Nichtig! das führt aber sehr weit und bringt Schach dem Könige!

Das ist ein sehr alter Gussfall für ein Epizykel, aber der Stoff der Tragödie ist doch zu ernst, also daß man ihn mit der leeren Aufgeblähtheit eines Spieles in Rapport setzen dürfte, wenn die Beziehung doch nur eine rein zufällige, rein äußerliche ist.

Krains slovenische Literatur im Jahre 1854.

Dr. E. C. Krain erseht sich einer doppelten Literatur, der deutschen und der slovenischen, beide vertreten durch eine Reihe ganz tüchtiger Männer, von denen mehrere sich in deutscher wie slovenischer Sprache mit gleicher Gewandtheit bewegen. Auch das Jahr 1854 hat sowohl in der einen als in der andern Richtung mehrere Producte zu Tage gefördert, die, was das numerische Verhältnis anbelangt, auf Seite der slovenischen Literatur bedeutend überwiegen sind, während in Rücksicht des innern Gehalts und der Originalität das deutsche Element den Vorrang behauptet.

Die slovenische Literatur Krains verfolgt einen dreifachen Zweck und zerfällt in drei verschiedene Abtheilungen:

Jugend- und Schulchriften. Obenan steht hier das von Dr. Bleiweis herausgegebene Lehrbuch für die dritte Gymnasialklasse, sowohl was die treffliche Auswahl anbelangt, als auch weil es gleichsam eine Anthologie sämtlicher slovenischer Schriftsteller Krains bildet. Es enthält an 183 S. 72 Beiträge (zum größten Theile Originalen) von Kosecki (Generalrath Belsch), Schlemke (Bischof von Lavant), D. Kerkerhof, Berne, Dr. Bleiweis, Terzina (Gymnasial-Professor in Ljovenitz), Dr. Prescher (einem der beliebtesten kranischen Dichter), Kosmarich (Scriptor an der Laibacher Bibliothek), Novatili (in Wien), Baljovsz (Gymnasial-Supplent in Ljovenitz), Salsator, Vertovz (Pfarrer, einer unserer fleißigsten populär-wissenschaftlichen Schriftsteller, dessen „Gemie“ und „Lehre vom Weinbau“ seinen Namen hinlänglich bekannt gemacht haben), Kothlyz (Bibliothekar in Laibach), Kosman, Jeričica, Kerban, L. Roman (beliebter slovenischer Dichter, vermalen in Graz), Jegan (in Triest), Poloznik (Pfarrer, seine slovenische Grammatik ist sehr populär und gebräuchlich), Josephinelebanstisch (die in ihrer Väter vererbte hoffnungsvolle junge Schriftstellerin und Gemanin des Dr. L. Roman, deren zahlreiche slovenische Arbeiten in Preja

und Poetik erst noch der Veröffentlichung durch Fremdenhand entgegen-
sehen). Soljan, Gizinger, Pfarrer, einer unserer fleißigsten Historiker, von
dessen Fleiß und Geschamtheit die Schriften des hiesigen Vereins und
Dr. Kun's Archiv, 2. und 3. Heft, genügend Zeugnis geben, Bedau! schon
lange tot, seinerzeit eine Autorität auf dem Gebiete unserer einheimischen
Literatur), Seeritschisch, Muritz, Wilber.

Uebersetzungen sind darin von Professor Metelski aus seiner Grammatik,
welche, auf streng wissenschaftlicher Grundlage neuhend, das innere Wesen
unser Sprache aufzudecken bemüht ist; von Jerzisz, Jeran, Swatiz,
Schwegel. Ferner enthält das Leben einige Uebersetzungen aus dem
Griechischen, Serbischen (Zuf. Zelenkowsch), Böhmischen und Deutschen
(von Schubert, Hermann, Otta, Herber).

Andere Jugendchriften sind von Fr. Blasch: eine Sammlung guter
Beispiele und Vorbilder aus der Kirchengeschichte, zum größten Theile nach
P. Gaudibus M. Lösch; aus der Weltgeschichte ist einiges Wenige, was
mit Jener im Zusammenhang steht, aufgenommen (Conhantin, Karl M.
Kraffner, Philister). Ferner das „Bater unser“ in Erzählungen, und zwar
von Fr. Anibals, übersezt von Malasowiz (ein tüchtiger slowenischer Schrift-
steller, der schon recht viele Uebersetzungen geliefert und vor einigen Jahren
eine slowenische Jugend-Zeitschrift herausgegeben hat), und von A. Stolz,
übersezt von Dliban.

Schriften fürs Volk. Hierher gehört vor Allen die „Landwirthschafts-
lehre“ vom Pfarrer Saloser, welche in vier Theilen den gesammten Stoff
populär und gründlich abhandelt. Einige Abbildungen landwirthschaft-
licher Geräthe sind beigegeben. Das gemeinnützige, reichhaltige Werk
erschien auf Kosten der Kaiserlich-Landwirthschafts-Gesellschaft. Sehr reich-
haltig und interessant ist der slowenische Kalender, dessen 2. Jahrgang
Dr. J. Wleisniz vor 1855 edit hat. Außer dem, allen Kalendern gemein-
samen Inhalte gibt derselbe die Fortsetzung des „kranisch en Plutarch“
und zwar diesmal Portrait und Biographie des vereinigten Sigmund Bar-
ron Jois, dessen Fleiß als Förderer der Wissenschaften in Krain noch
immer bewirkt ist, und des Stanko Brad; ferner einige belletrische Klein-
igkeiten: Novellen und Gedichte; endlich Mittheilungen über die Aus-
breitung der Sclaverei und einige Nationalgebräuche deutscher Völker in
Krain, nämlich der Ostseer, sächsisch-kranische Sprichwörter.
Der Herausgeber dieses Kalenders, dem die slowenische Literatur und die
Landwirthschaft in Krain (er ist nämlich schon seit einer Reihe von Jahren
Secretär der Landwirthschafts-Gesellschaft) sehr verbandt, ist auch Redacteur
der weit verbreiteten und durch ihren Inhalt sehr hoch gehaltenen „Kra-
nische“ (Hravnice). Der Jahrgang bildet ohne die Beilagen einen
starken Quart-Band von mehr als 400 Seiten. Am häufigsten vertreten ist
die Landwirthschaft, auch belletrische Aufsätze werden gegeben. In jedem
Blatte ist ein Ueberblick der politischen Ereignisse in trefflicher Auswahl.
Ferner finden sich Angaben neuer Werke, geographische und ethnographische
Darstellungen, Erklärungen neuer Geseze, die ins Volksleben
eingreifen, Berichte über Zustände der Volksschulen Krains
und benachbarter Gebiete, endlich literar-historische und cultur-histo-
rische Uebersichten der Erscheinungen auf slavischem Gebiete überhaupt
unter einer eignen Rubrik (slavischer Wanderer), und Aufsätze über sla-
vische Sprache und Geschichte von wahrhaft wissenschaftlichem
Werthe, worunter besonders die fragmentarischen Publicationen eines
größeren Werkes von Professor Davovin Terzenjak den bedeutendsten
Platz einnehmen. Derselbe sucht mit dem Aufsatze aller denkbaren litera-
rischen Hilfsmittel und Quellenwerke den Beweis herzustellen, „daß die
alten Slawen Slaven waren“. Schon jetzt, wo seine Publicationen in
den Gelehrten wenig zugänglichen Sprache erscheinen, hat er einen
doppelten Angriff (von Pfarrer Knabl und M. Koch) erfahren, und werden
denen zweifellos noch mehrere folgen, wenn die allseitig gewünschte
deutsche Ausgabe seines Werks erscint. Was auch immer davon gehalten
wird: Fleiß und umfangreiche Kenntnisse sind diesem Gelehrten nicht
abzusprechen, und es kann eine Discussion über seine gelehrten Arbeiten der
Wissenschaft nur förderlich sein.

Als Beilage brachten die „Hravnice“ im Jahre 1853 die Vogen 13—24
des Altoriss der Weltgeschichte, welche der Pfarrer Vertosz begann, die
nun nach dessen Tode in seinem Erbe fortgesetzt wird, und ein recht ver-
dienstliches, mit den neuen Forschungen vertrautes, populäres Handbuch
bildet.

Am zahlreichen sind die Geber- und Erbauungsbücher, von denen
jedoch nur wenige Originale (von L. Jeran und ein Paar Anonym), die
meisten Uebersetzungen bekannter deutscher Geberbücher sind. Bei einigen
dieser Uebersetzungen ist uns ein Uebersetzer angegeben, der eben bei Er-

bauungsbüchern um so häufiger hervortritt, als er doch gerade in diesem
Gebiet am meisten vermieden werden sollte: wir meinen die Schmeichelei
der Sprache durch den Gebrauch so vieler neugebildeter Worte. Es ist zwar,
besonders bei populär-wissenschaftlichen Werken, eine Bildung neuer Worte
nicht leicht zu vermeiden und bringt e ne fruchtbarere Vermehrung des
Sprachthesaurus hervor; dem Verstande sind in solchen Werken durch Beigabe
deutscher Uebersetzungen der technischen Ausdrücke geholfen, wie es
z. B. Professor R. Nobila in seiner Physik (1849, 123 S.) und Saloter in
dem vorhin erwähnten Werke gethan haben. Das ist aber bei Erbauungs-
schriften, die eben für die größere Masse des Volkes bestimmt sind, ganz
unpassend und rührt zumeist daher, weil eben diese Uebersetzungen Grü-
lingsfrüchte junger Schriftsteller sind, die, noch erfüllt von dem in der
Schule Gehörten und noch unbekant mit den Bedürfnissen des Volks, nach
einem solcher Reichtum in ihrer Sprache streben, die gewisze deutsche Gelehrte
vor noch gar nicht langer Zeit selbst sehr wohl eingeübte ausländische
Worte aus der deutschen Sprache ausgehoben wissen wollten. Auch diese
Uebertreibung hat ihr Gutes — eben die größere Reiniung der slowe-
nischen Sprache — aber im Interesse der Herausgeber haben wir diese Ver-
mehrung und erlautet, damit sie sich nicht wundern, wenn ihnen von allen
Seiten zahlreiche Kreuze zugehen, weil ihre Schriften dem Volke nicht
mündgerecht sind. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß wir auch eine slowe-
nische Gleichzeitung besitz'n, die aber den Leuten wenig bekannt ist, und
auch selten genannt wurde, bis sie in den letzten Tagen des jährl. ver-
floffenen Jahrs — und eines Axtel gegen das langjährige Publicum Kai-
sers sich ein nutzbares Renommee erwarb.

Miscellen.

Ob der Lichtstrahl ist, nach Fr. Köner, das mathematische Ele-
ment der Natur, der rechnende, formalisirende Verband. Er enthält die
Weltgesetze, er bestimmt sie nach ihren Zahlenwerth, er ist der Weltmei-
ster unter den Elementen, er ist die geometrische und arithmetische Formel
der mechanischen Welt. Die gerade und gebrochene Linie des Lichtstrahls,
die aus ihm die Bewegung der Hellenlinie erzeugt, sind die Elementarfor-
men alles Körperlichen. Er ist der Felsengrund des Himmels. Von fernem
Sterneneckel, vom schimmernden Wellendun, von der Bewegung des
Sonnensystems, vom Cometen und Meteor, bringt er die irdischen und
schwellen Blaudrücken. Darum ist es nicht Zufall, daß Astronomen und
Physiker sich vorzugsweise des Lichtstrahls bedienen, um der Natur ihre
Geheimnisse zu entlocken. Der Lichtstrahl ist die mathematischen Figuren der
Räume und die arithmetischen Verhältnisse der Bewegung, sowie der be-
wegenden Kräfte darstellt, in er die Wirklichkeit, vor welcher sich die Geseze
des Mathematischen im Partialemphanden. Seine gerade Strahllinie ist der
Maßstab geworden, mit welchem der Mensch die Fehler und Räume des
Weltalls mißt. Aber der Lichtstrahl faßt, wenn er dein Bild abzeichnet, auch
die aus ihm als mathematische Geseze auf. Darum hat er zwar jede Farbe
des Lichts, jede Haarleiste, jeden leisen Zug deines Gesichts auf die Warte
gezeichnet, aber es fehlt deinem Auge der lebendige Glanzbild, deiner
Wange das lebendige Fleisch: du bist verzeichnet, eine bleiche Marterkammer,
die Formel eines Menschenanlitzes, nicht das geistdurchwehte, lebensanhaltende
Geben des Gethiergeistes.

Ob dieser die Naturerscheinung sagt J. G. Kohl: „Es scheint, als sei
aller Natur dieser Nation in das aus ihr hervorgeragene Militär, die
unternehmungsartigen Kosten, übergetreten und in ihr selbst nicht zurück-
geblieben. Doch mag es eben bezeichnend für die Art des steuernischen
Ruthes sein, daß sie diese Rüstung, berittene und um immer aus dem Hau-
fen kämpfende Truppe erzeugen. Das Sprichwort, das sie haben und häufig
anwenden: „aus dem Haufen heraus freisetzt sich's gut.“ deutet eben
dabin.“

[Neichsdrückerei zwisch.] Die Parteikämpfe oder vielmehr die
Zänkereien, welche das schicksalsschwere Jahr 1848, wenigstens in allen vier
freien Städten Deutschlands und in der hiesigen und die noch zur Stunde nicht
überall unterdrückt sind, erinnern an ähnliche Kämpfe im vorigen Jahrhun-
dert. Schonart gibt in seiner „Vaterlands-Geschicht“ (die als Fortsetzung
seiner „Deutschen Chronik“ in den Jahren 1787—91 erschienen) von 1788
eine kurze Mittheilung darüber, die unwillkürlich zu Vergleichen auffordert:
„Nach in allen großen und kleinen Reichsstädten“, schreibt er in dem Blatte
vom 13. Mai 1788, „beriefen sich Parteien. Der Geist der Eintracht, die-
ser Pfleger ihrer Ruhe, ihrer althergebrachten Einfachheit und Seibstheit, scheint
von ihnen gewichen zu sein. Bürgerlichkeit und Rath trennen sich immer
mehr von einander. Auf dem bürgerlichen Rumpfe steht ein unwiderstehlicher
Gehäuf, der die ehemaligen proportionierten reichsdrückischen Formen zu
Hilfsgeboten umgestaltet. Auch in Aachen spült der Geist der Uneinigkeit
und spaltet die Stadt in zwei Parteien. — In Aachen und Neuss, und
Landkreis, diese hält er den neuen, die die Rechte der Bürger merktlich
einschränkt. Ueberall richtet diese traurige Parteilichkeit Schaden an. Jüngst
warf ein altgerannter Obmann seine junge neugebunte Obfrau zum Fen-
ster hinaus, und alt- und neugebunte Bürger saßen sich auf den Straßen
der Stadt. So berieten sich die freien Städte untereinander, während selbst
zum traurigen Augenblicke vor, wo ihnen ein despotischer Weiter Raum und
Gehis ins Maul lag.“

Was selber seine Fesseln nicht,
bedient des Weissen Males nicht.“

Eigenthümer und Verantw. Redacteur: Ernst v. Schwarzer.

Papier aus der Ober-Engenborfer Fabrik.

Druck und Verlag von Friedrich Manz in Wien.